Die unabhängige Schweizer Tageszeitung

Tages-Anzeiger

Mittwoch,
20. Mai 2026

134. Jahrgang Nr. 114
Fr. 4.60
AZ 8021 Zürich

Eishockey-WM
Der 6:1-Sieg gegen Deutschland und eine Hit-Serie über zwei schwule Spieler begeistern die Fans.
29, 30

Finn und Sophia
4535 Babys wurden letztes Jahr in Zürich geboren – die Hitparade der beliebtesten Babynamen.
21



Harry Styles
Partyalarm! Der Pop-Superstar beschwört auf seiner Welttournee das Wirgefühl.
15

The Cambridge Institute prellt Lehrkräfte um ihren Lohn

Bildung Die Zürcher Sprachschule hat Englischkurse angeboten und Lehrpersonen beschäftigt, obwohl sie in Konkurs war. Zwei Betroffene berichten, wie sie monatelang auf ihr Gehalt warteten und am Ende leer ausgingen.

Sibylle Saxer und **Martin Huber**

Jahrelang hat das Cambridge Institute in Zürich Lehrpersonen beschäftigt – obwohl die Schule formell längst nicht mehr existierte. Zwei ehemalige Lehrer schildern ein System, das bankrotte Firmen durch Neugründungen und Umbenennungen weiterführt und die Mitarbeitenden dabei im Dunkeln lässt. Thomas Bennett (Name geändert) unterrichtete mehr als zehn Jahre lang am Institut. Als zwei Monatslöhne ganz ausblieben, zog er die Konsequenzen. Der Schulleiter habe versucht, ihn mit dem Versprechen einer Neugründung zu halten – Bennett schenkt diesen Beteuerungen keinen Glauben mehr. Ähnlich erging es seinem Kollegen Robert Jones (Name geändert): Er wandte sich an den Friedensrichter und bekam recht, sah sein Geld aber trotzdem nie. Denn die Frist zur Anmeldung der Forderungen im Konkursverfahren hatten beide Lehrer verpasst – weil sie nach eigenen Angaben nie über den Konkurs informiert worden waren.

Die Schule selber nimmt dazu und zu Fragen der formell nicht mehr existierenden Schule keine Stellung. Eine staatliche Aufsicht über private Sprachschulen gibt es im Kanton Zürich nicht. Arbeitsrechtsprofessor Roger Rudolph von der Universität Zürich hält fest, dass Arbeitgeber ihre Mitarbeitenden proaktiv über drohende Insolvenzverfahren informieren müssten – auch wenn das Gesetz dies nicht explizit vorschreibe. **Seite 19**

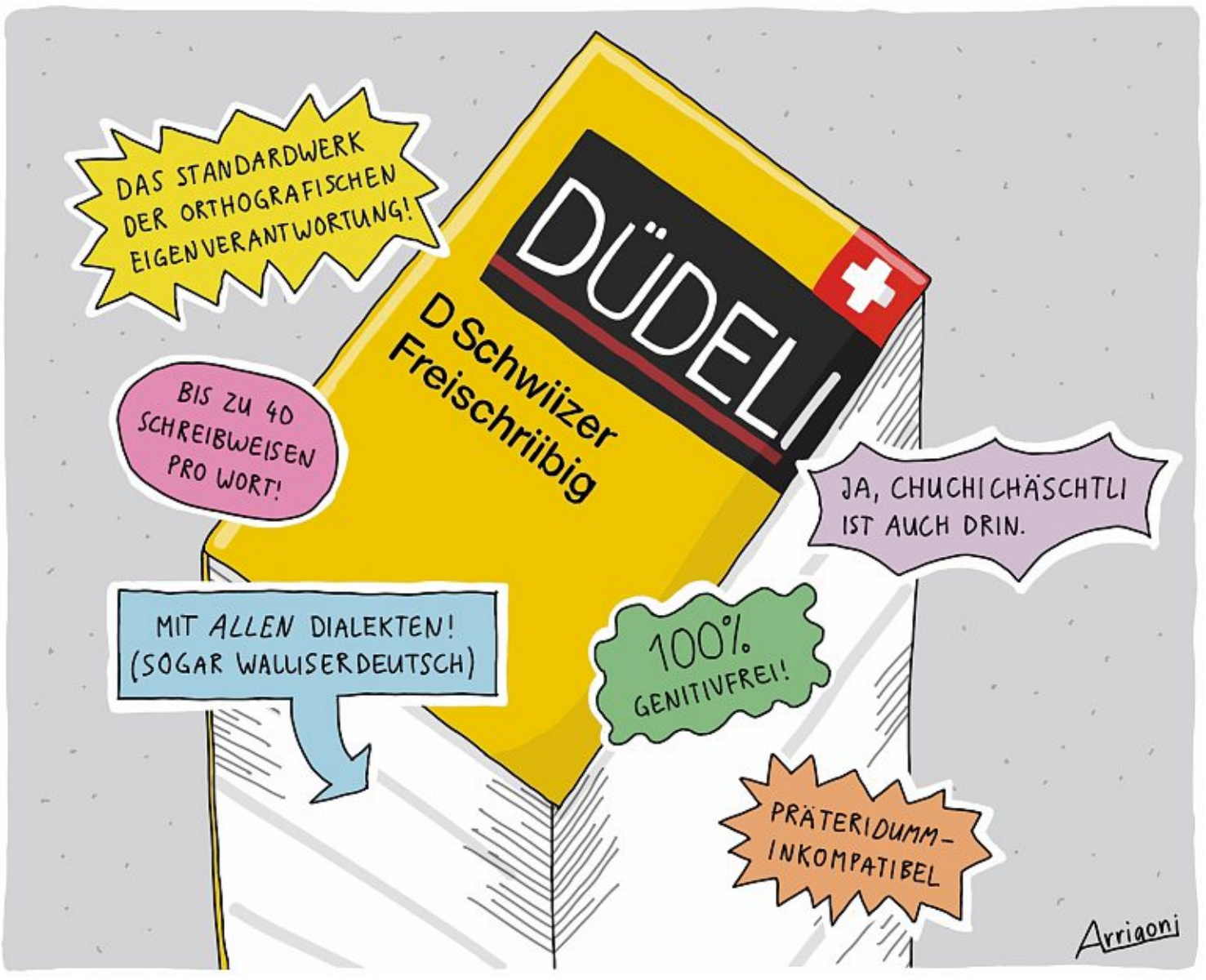
Schawinski schlägt Alarm

Werbeeinnahmen Der Radiopionier Roger Schawinski hat in 18 Jahren rund zehn Millionen Franken in Radio 1 investiert – Geld, das bis heute nicht zurückgeflossen ist. Als Geschäftsführer und Moderator hat er nie einen Lohn bezogen. Nun warnt der 80-Jährige: Die Werbeeinnahmen der Branche seien in 16 Jahren um 80 Prozent gesunken. Als Ausweg fordert er Unterstützung durch Kantone, Städte, Stiftungen und Mäzene – vom Bund sei mittelfristig keine Hilfe zu erwarten. Günter Heuberger, Inhaber der Top-Gruppe, sieht Schawinskis Forderung dagegen kritisch. *(red)* **Seite 2**

Kyjiws Drohnen bedrängen Putin

Ukraine Durch russische Angriffe sind im Nordosten der Ukraine mindestens 5 Menschen getötet und mehr als 20 verletzt worden. Sorgen bereitet aber auch der Petschenihy-Staudamm: Mitte April warfen russische Flieger sechs Bomben auf ihn ab – vier trafen die Schleusenanlagen. Eine vollständige Zerstörung würde eine gewaltige Überschwemmung und einen Wassernotstand für Millionen Menschen auslösen. Doch auch für Wladimir Putin kommt gerade einiges zusammen, denn ukrainische Drohnen greifen mittlerweile Ziele tief im russischen Hinterland an. *(red)*
Kommentar Seite 7
Bericht Seite 11

Bedroht Mundart die Sprachkompetenz?



Generationengraben Eine Studie des Berner Linguisten Adrian Leemann zeigt: Knapp 80 Prozent der 25- bis 40-Jährigen in der Deutschschweiz schreiben private Nachrichten im Dialekt – bei den über 65-Jährigen sind es nur gut 38 Prozent. Dabei handelt es sich seiner Meinung nach durchaus auch um eine Rebellion. **Seite 16**

Forensiker ordnet Deepfakes ein
Das Gesetz müsse jetzt korrigiert werden, fordert Frank Urbaniok.
Seite 3

Der umstrittene Hitachi-Campus
3000 Arbeitsplätze sollen in Wettingen entstehen – doch nicht alle freuen sich.
Seite 4

Guy Parmelin bei Friedrich Merz
Der Bundespräsident kann in Berlin höhere Stahlzölle nicht abwenden.
Seite 6

Macron scheidet 2027 aus dem Amt
Der französische Präsident plant aber für 2032 bereits seine Rückkehr.
Seite 9

Interview

«Solche Höhlen haben enge Passagen, Strömungen und sind oft fast ohne Sicht.»

Beat Müller
Der Höhlentauchexperte zum Drama auf den Malediven. **Seite 14**

Tages-Anzeiger Werdstrasse 21, 8021 Zürich
Abo-Service 044 404 64 64, contact.tagesanzeiger.ch
Inserate inserate@tages-anzeiger.ch oder online unter adbox.ch

Redaktion 044 248 44 11, redaktion@tagesanzeiger.ch
Briefe an die Redaktion tagesanzeiger.ch/leserbriefe
Lesen Sie uns auch in der App oder auf der Website tagesanzeiger.ch

Wetter	13	Todesanzeigen	22
Kino	18	TV/Radio	26
Veranstaltungen	20	Rätsel	28

Kultur, Gesellschaft & Wissen

Ruinieren Mundart-Chats das Hochdeutsch?

Sprachforschung Eine Studie des Linguisten Adrian Leemann zeigt: Im Privatleben ist der Dialekt für die junge Generation zur Schriftsprache geworden. Das gilt besonders für Frauen. Die Gründe und die Folgen.

Sandro Benini



Generationengraben durch die Deutschschweiz: So könnte ein Chat zwischen Jung und Alt aussehen. Collage: Michael Treuthardt, Fotos: Getty / Adrian Moser

Wenn Sie jemandem per SMS oder in einem Whatsapp-Chat eine Nachricht schicken – schreiben Sie dann auf Hochdeutsch oder auf Schweizerdeutsch? Diese Frage haben der Linguist Adrian Leemann und sein «Dialäktatlas»-Team 1000 Personen gestellt. Die Studie, die daraus entstanden ist, wird zurzeit von anderen Fachleuten geprüft. Sie ist also, wie es im Fachjargon heisst, im Peer-Review. Der Professor für Deutsche Sprachwissenschaft an der Universität Bern erläutert seine Resultate.

— Der Generationengraben

Beim Schreiben von privaten Nachrichten durchzieht ein tiefer Generationengraben die Deutschschweiz. «Dass Jüngere eher Dialekt schreiben als Ältere, hatte ich erwartet», sagt Leemann. «Aber nicht, dass der Unterschied so gross ist.» Konkret: Vier von fünf Personen (79,5 Prozent) im Alter zwischen Mitte 20 und 40 schreiben private Nachrichten im Dialekt. Bei Personen, die 65 Jahre oder älter sind, beträgt der Anteil der Dialektschreiber hingegen lediglich gut 38 Prozent. Warum das so ist, dazu später mehr.

— Mundart trotz Uniabschluss

Leemann vermutete, dass Angehörige der jungen Generationen mit höherem Bildungsniveau schriftlich überwiegend Hochdeutsch verwenden würden, selbst in privaten Chatgesprächen. Zu den erstaunlichen Resultaten seiner Studie gehört, dass dies nicht zutrifft: Auch unter Hochschulabsolventen liegt der Anteil jener, die Dialekt schreiben, immer noch bei gut 75 Prozent. Bei Personen mit Berufslehre sind es noch deutlich mehr, nämlich 85 Prozent.

— Junge Frauen lieben Dialekt

Die Unterschiede zwischen jungen Frauen und jungen Männern sind gering, mit einer Ausnahme: Bei Personen mit höherer Berufsbildung (etwa Inhaber von eidgenössischen Berufsprüfungen oder Absolventen höherer Fachschulen) schreiben nur gut 68 Prozent der männlichen Befragten Schweizerdeutsch, aber 87 Prozent der weiblichen. «Eine höhere Berufsbildung wirkt sich wesentlich stärker auf das Schreibverhalten von jungen Männern aus», sagt Leemann. Männer mit höherer Berufsbildung wählen deutlich öfter das Standarddeutsch.

Warum ist das so? Männer mit diesem Bildungshintergrund arbeiten häufiger in technischen, bautechnischen oder landwirtschaftlichen Berufen, etwa als Bauführer oder Automobildiagnostiker. In solchen Arbeitsumgebungen dient das Standardhochdeutsch gemäss Leemann als eine Art «symbolisches Kapital», weil es professionelle Autorität und Seriosität ausstrahlt.

Junge Frauen auf derselben Bildungsstufe sind hingegen häufiger in sozialen, pflegerischen oder kommunikativen Berufen tätig, etwa als Pflegefachfrau oder Sozialpädagogin – Bereiche, in denen zwischenmenschliche Empathie, emotionale Nähe oder soziale Bindung wichtig sind. All dies signalisiere, so Leemann, nicht das Hochdeutsch, sondern der Dialekt.

Bei der älteren Generation hat die Bildung laut der Studie hingegen keinen statistisch signifikanten Effekt auf die Wahl der geschriebenen Sprache.

— Ausnahme Walliserdeutsch

Die Unterschiede sind nicht dramatisch, aber auch nicht unbedeutend: Schwerer verständliche Dialekte werden weniger häufig geschrieben als etwa Zürichdeutsch oder die Mundarten des Mittellandes. Das gilt für das Walliserdeutsch, das als höchstalemannischer Dialekt grammatikalische Phänomene sowie zahlreiche Wörter aufweist, die für Aussenstehende teilweise schwer zugänglich sind.

Weil sie in Whatsapp-Gruppen häufig missverstanden oder auf ihren angeblich so exotischen Dialekt angesprochen werden, verwenden Walliserinnen und Walliser häufiger die Hochsprache. Dies gilt auch für die Sprecher von Freiburger Dialekten.

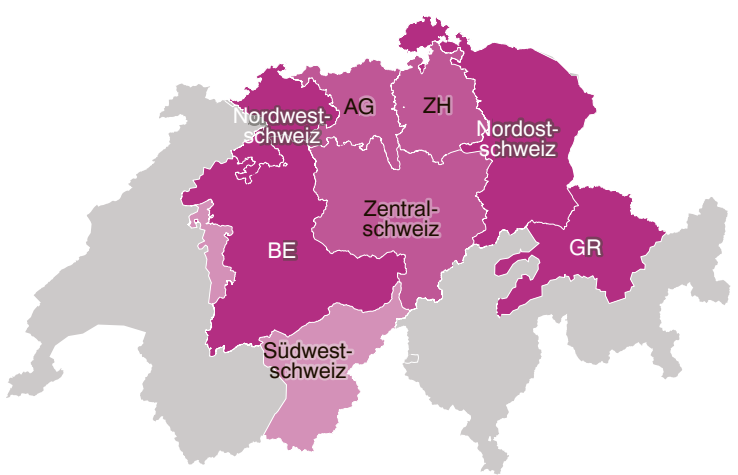
Die Jüngeren schreiben vorab Mundart

Anteil der Textnachrichten in Dialekt bei der jüngeren Generation (Jahrgang 1985 bis 2002), in Prozent



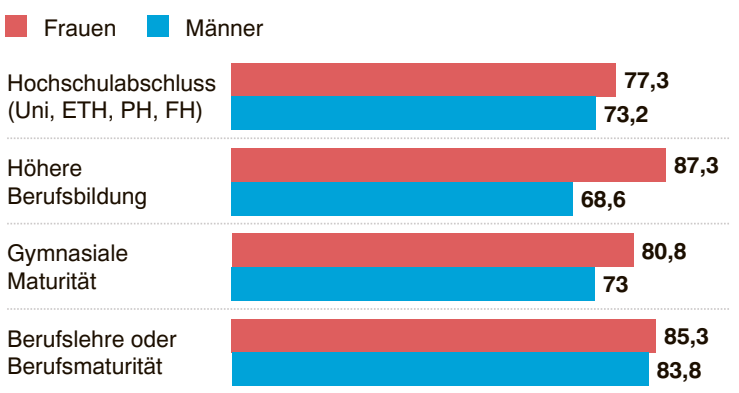
Die Älteren schreiben vorab Hochdeutsch

Anteil der Textnachrichten in Dialekt bei der älteren Generation (Jahrgang 1940 bis 1960), in Prozent



Frauen schreiben öfter Dialekt

Gebrauch von Dialekt nach Geschlecht und Bildungshintergrund bei Personen mit Jahrgang 1985 bis 2002, in Prozent (Befragung)



Grafiken: db / Quelle: Adrian Leemann, Universität Bern

— Rebellion gegen die Eltern

«Das Schreiben im Dialekt ist für die Jungen vermutlich auch ein Mittel, um sich von der traditionellen, auf das Hochdeutsch fixierten Schriftlichkeit der Eltern und Grosseltern abzugrenzen», sagt Leemann. Das Befreiende am geschriebenen Schweizerdeutsch bestehe darin, dass es keine starren orthografischen Regeln gebe. Es sei kaum möglich, sich in einem schweizerdeutsch geschriebenen Chat sprachlich zu blamieren.

Ausserdem könnten Jugendliche durch lokaltypische Schreibweisen ihre regionale Herkunft betonen, Coolness ausdrücken oder die Zugehörigkeit zu einer Peergroup signalisieren. «Es scheint sich ein Antistandard zu etablieren, der die formelle Distanziertheit des Hochdeutsch ablehnt», sagt Leemann.

— Können die Jungen bald kein Hochdeutsch mehr?

Emotionale Nähe, Coolness, Rebellion gegen die Alten – schön und gut. Aber es ist eine traurige Tatsache, dass in der Schweiz fast die Hälfte der 15-Jährigen über eine geringe Lesekompetenz verfügt, ganz zu schweigen von der Schreibkompetenz. Und wenn die Klagen von Hochschuldozenten zutreffen, können selbst viele Studierende nicht mehr richtig Hochdeutsch. Kein Wunder, wenn sie den Weg des geringsten Widerstands gehen und ständig Dialekt schreiben. Oder?



«Widersprüchliche Dynamik»: Dialektforscher Adrian Leemann.

Adrian Leemann ist skeptisch. «Ich habe keine Studie gefunden, die belegt, dass Jugendliche durch das Schreiben im Dialekt eine geringere Kompetenz im Standarddeutsch aufweisen.» Eher im Gegenteil: Das bewusste Abweichen von der Standardrechtschreibung beim Texten zeuge von einer flexiblen Beherrschung verschiedener Sprachebenen. Es kommt also eine neue Kompetenz hinzu, die Linguistinnen und Linguisten als «Registerkompetenz» bezeichnen.

Ausserdem weist Leemann auf Folgendes hin: Wer viel Hochdeutsch schreibt, liest nicht zwingend besser. Daten des Bundesamtes für Statistik zeigen erstaunlicherweise, dass die älteren Generationen – also jene, die beim privaten Texten den mit Abstand höchsten Hochdeutschanteil aufweisen – bei der Lesekompetenz oft schlechter abschneiden als die jüngeren.

— Etwas gerät ins Wanken

Historisch ist die Schweiz durch ein Phänomen geprägt, das man in der Sprachwissenschaft «mediale Diglossie» nennt: Gesprochen wird Dialekt, geschrieben Hochdeutsch. Bei den jüngeren Generationen hat sich diese ehemals strikte Zweiteilung aufgelöst, indem sich das Schweizerdeutsch, so Leemann, «als neue Normalität am Pol der Nähe etabliert hat, also beim informellen, kollegialen Texten». Standarddeutsch behält indessen sein striktes Monopol am «Pol der Distanz», etwa in Printmedien, offiziellen Dokumenten oder professionellen E-Mails.

Dem Linguisten zufolge wirkt die Dynamik auf den ersten Blick widersprüchlich: Während die geschriebene Sprache durch SMS und Chats «verdialektalisiert» werde, flössen in die gesprochene Sprache vermehrt hochdeutsche Wörter und sogar grammatikalische Strukturen ein. Beispiele sind die von Schweizerdeutschpuristen viel beklagten «Männer» (statt Manne), das «Pferd» (statt Ross), «arbeite» (statt schaffe) oder «d Frag, die ich gestellt ha» (statt wo). Der Widerspruch löst sich aber auf, wenn man betrachtet, was diese Tendenzen gemeinsam haben: Laut Leemann gehen beide Bewegungen unter anderem auf den Wunsch der Jungen nach sprachlicher Innovation und Abgrenzung zurück.

— Schweizerdeutsch als neue Hochsprache?

Diese Forderung hat 1936 ein gewisser Emil Baer erhoben. Als Beitrag zur geistigen Landesverteidigung schlug der Pfarrer und Philologe vor, ein geschriebenes Alemannisch zu schaffen. Lautstand, Formenlehre und Satzbau sollten Sprachwissenschaftler aus den bestehenden Dialekten herausdestillieren. Die neue Hochsprache wäre anstelle des Schriftdeutsch getreten. Der Vorschlag hatte jedoch keine Chance.

Könnte sich Baers Traum 90 Jahre später doch noch erfüllen? Laut Leemann gibt es derzeit wenig Anzeichen, dass geschriebenes Schweizerdeutsch den Rahmen des Privaten – und der Werbung, wo es ebenfalls häufig verwendet wird – sprengen könnte. Um eine normierte schweizerdeutsche Hochsprache zu akzeptieren, sind Schweizerinnen und Schweizer laut Leemann zu föderalistisch gesinnt. «Der jeweilige Orts- oder Regionaldialekt prägt unser Heimatgefühl so stark, dass wir ein geschriebenes Einheitsschweizerdeutsch vermutlich ablehnen würden.»

— Wie schreibt Leemann selbst?

Darauf antwortet der Linguist mit Jahrgang 1980: «Ganz klassisch auf Hochdeutsch, selbst bei Nachrichten an meine Frau.» Schweizerdeutsche Wörter auf dem Handy zu tippen und zu lesen – das sei ihm schlicht zu anstrengend.